



Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 17

Anzeigenpreis: Die einspaltige Zeile 20 Pfg., die Reklamespalte 50 Pfg.

Altensteig, Sonntag, 22. April

Bezugspreis im Monat 40 Pfennig
Die Einzelnummer . . . 10 Pfennig

1928

Sonntagsgedanken.

„Ich kann alles!...“

„Ich kann alles!“, das ist so oft der Eindruck, den der heutige Kulturmenschen angesichts der ungeheuren Leistungen auf allen Gebieten der Technik von sich bekommt. Da starrt die zum Himmel ragenden Bauten moderner Kunst zu ihm nieder und preisen tagtäglich seiner Hände Werk. Die Natur weicht zurück und muß Menschenwerden Platz machen.

Aus der Zeit vor bald 2000 Jahren, als das alte römische Reich seine Mittagshöhe längst überschritten hatte, kam ein Brief, in dem es auch einmal heißt: „Ich kann alles; ich kann hoch sein und ich kann auch niedrig sein“, hat der Mann, der das geschrieben, nicht noch mehr gekonnt als wir? Wir können in der Regel nur eines von diesen beiden und das noch mangelhaft genug. Viele Inflationsgeschädigte, die einst Ueberfluß hatten, müssen jetzt Mangel leiden. Unter ihnen ist mancher, der es einst verstand, reich zu sein; wer darf ihn rüchten, wenn er den schicksalsschweren Wechsel nicht verwinden kann? Und umgekehrt: Mancher war arm und ist, wer weiß durch welchen Glücksfall oder Lebenserfolg, zu einem Vermögen gekommen. Aber eine merkwürdige Veränderung ging mit ihm vor: war er vorher ein guter Kamerad, jetzt ist er ein unnahbarer, herrschsüchtiger Bascha geworden. Er konnte arm und niedrig sein, nun aber kann er kein Glück nicht ertragen.

Wie ganz anders: „Ich kann beides, ich kann reich sein und ich kann arm sein, ich kann krank sein und kann gesund sein, ich kann mich freuen mit den Fröhlichen und kann weinen mit den Weinenen“. Das ist lehtes, höchstes Können, ist weit mehr, als wenn einer sich rühmen darf: „Ich kann alles, ich kann bauen und arbeiten, ich kann fliegen und rennen!“ Jenes lehte, höchste Können war auf keiner Schule und in keiner Lehre zu lernen, stammte auch aus keiner Kunst der Selbstbehandlung, sondern, seltsam genug, aus einem innersten Bruch und aus einer neuen Lebensgründung. Jener Briefschreiber hat beides angedeutet, wenn er seinen Worten hinzusetzte: „Ich vermag alles — durch den, der mich mächtig macht, Christus“. Ob wir das auf anderem Wege fertig bringen? F. H.

Das ist ein köstlich Ding: nach Sonne geh'n und dann, eh' man's gelaubt in Sonne seh'n. Die Wege alle sind in Licht getan, wohin du gehst, hebt neues Leben an. Höst du's?

Ganz deutlich ist's: von Ried und Rain macht Feldmusik ein Chor von Engeln. Du mußt nur hören, und du mußt nur seh'n — es ist ein köstlich Ding, nach Sonne geh'n!

Greif.

Frau Agnes und ihre Kinder

Der Roman einer Mutter. — Von Fritz Hermann Gläser
Copyright by Martin Kuschmager, Halle (Saale)

Sechzehntes Kapitel.

Bei ihrem Vater hat Frau Agnes ganz verloren. Er schimpft jetzt ohne Unterlaß. Was so ein Polenmädel auch schon sage, das brauche man nicht gleich für voll zu nehmen. Und jeder habe seine Fehler. Der Oberhofinspektor sei doch wenigstens ein Kerl! Er sei eine Partie und stelle etwas vor im Leben! So einen Mann wie ihn bekomme sie jetzt ihres Lebens nicht mehr wieder! Und überhaupt werde es Zeit, daß sie ans Heiraten und eigene Brot verdienen denke. Er habe es nun reichlich satt, sein Leben lang sich nur für Kind und Kindeskind abzuplagen. Und obendrein würde er auch nicht ewig leben.

So schimpft der Engler jeden Tag. Und eine ganze Woche lang kommt er nicht mehr nächtlich nach Hause. Er müsse seinen Kummer erst verdrücken. Die beiden Kinder und ihm allerorts im Wege. Der Junge weniger, aber das Mädel. Und immer ist er jetzt mit dem Oberhofinspektor

zusammen. Sie treffen sich im Wirtshaus und beim Rauscher-Förster. Sie spielen Skat, gehen auf Anstand und zum Scheibenschießen und werden täglich bessere Freunde.

Ein solches Leben ist für sie kaum auszuhalten. Das Vaterhaus wird ihr zur Hölle. Sie sinnt den ganzen Tag, wie sie das Unerträgliche abändern könne. Aber es will sich keine Lösung finden. Daß sie in Zukunft selbst ihr Brot verdienen muß, ist jetzt Frau Agnes klar geworden. Aber auf welche Art, das ist die schwere Frage. Zu irgend etwas muß sie sich entschließen. Soll sie sich irgendwo ein Stübchen mieten und weiter für die Leute schneiden? Das bliebe wohl ein ewiges Hungerleben. Soll sie auf Arbeit gehen, auf das Dominium oder in die Fabriken? Wo soll sie dann die Kinder lassen! Das kleine Mädchen braucht noch lange ihre Wartung. Oder soll sie sich in der Stadt vermieten? Als Wamsell vielleicht, als Haushälterin oder auch als Stütze? Es wird auf alle Fälle ein hartes, saures Brot verdienen werden.

Und doch darf sie sich nicht beirren lassen. Denn friedlich und freudlos als im Vaterhaus kann das Leben nicht mehr werden. Und auch nicht schlimmer als an des Oberhofinspektors Seite, dem sie doch nur die erste und auch letzte Magd bedeuten würde. Das würde erst ein Märtyrium! Ein Frauendasein, das nur Erniedrigungen in sich trüge!

Wie ist's doch schwer, als Frau und Mutter sich Beruf und Brot zu suchen! Und doppelt schwer in einem kleinen Orte, wo Borurteil und Nachrede solch eine große Rolle spielen. Wenn sie um Rat befragen möchte, würde sie nur verachten, würde sie nicht verstehen, und ihr wohl allerhöchstens raten, im Hause und bei ihrem Vater zu bleiben, sie, die Tochter des Schimmelbarons! Ärger und Unfriede gäbe es überall im Leben, aber das selbstverdiente Brot, das schaffe noch viel größeren Kummer.

So ist Frau Agnes auch sich selber angewiesen. Und unerträglich von Tag zu Tag wird's jetzt für sie im Vaterhaus. Sie kann die Borwürfe und Rügen, die deutlichen und versteckten Anspielungen schon nicht mehr ohne Widerrede ertragen. Offener Streit und häßliches Zerwürfniß lauern jede Stunde vor der Tür, wie Bogenbunden, des Rufes und des Augenblicks gewärtig, hervorzustürzen, Unheil anzurichten.

So weit darf es natürlich niemals kommen. Wenn auch Frau Agnes ihren Vater kaum versteht, so weiß sie doch, es liegt ein Körnchen Wahrheit in dem Schimpfen und Gepolter. Und wie er feis, nach seinem Ausbrausen und Schelten, spricht: „Nicht wahr, ich habe recht!“, so muß Frau Agnes immer denken: „Ja, ja, du hast schon recht — doch wenig, wenig Liebe, mein Herr Vater!“

Und überhaupt ist es der Unfriede auch nicht allein, der sie jetzt aus dem Vaterhaus treiben will. Aus sich heraus hat sie Verlangen nach Selbstständigkeit, nach Pflicht und Recht im eigenen Leben. Sie hat Sehnsucht nach dem eigenen Heim und eigenen Herde und ganz verstohlen auch nach einem neuen, fernem Glück. Es soll ein Bissen und ein Nissen wieder ihre Tage füllen ...

An einem Krummholz angeheftet, läuft das Kreisblatt durch das Dorf und die Gemeinde. Bekanntmachungen, Aufrufe und Ausschreibungen des Landrats und seiner Behörde. Ein jeder hat es allsogleich zu lesen und dem Nachbar zuzuschicken. Sellen jedoch hat jemand den Inhalt richtig erfaßt oder die Krähensätze überhaupt entziffern können. Aber es wird mit Ernst, viel Fleiß und recht gewichtiger Miene vom Anfang bis zum Ende durchstudiert. Das ist ein altes, angewohntes Recht bei diesen Bauernköpfen.

Und auch der Schimmelbaron hält das so. An solchen Tagen tritt des Hauses Ärger dann etwas zurück; er fühlt sich voll und ganz als Angehöriger des Staates, der heute zu ihm persönlich spricht, als Oberhaupt seiner Familie.

Der alte Engler also holt das Krummholz und sein Brillenglas hervor. Er hält das Blatt in richtige Entfernung, räuspert sich, und es muß mäusehensfüß im Zim-

mer werden. Und dann beginnt er vorzulesen, ein wenig holprig, mühsam und natürlich auch noch falsch. Aber er liest mit einer Andacht und Gewissenhaftigkeit, liest jedes Wort vom Titel bis zur Unterschrift, als gäbe es, ein neues Evangelium zu verkünden.

Die Frauen hören und hören es nicht. Was gehen sie Verfügungen und sonstige Gesetze an. Aber sie dürfen sich das nicht merken lassen! Der Engler könnte sonst fuchsteufelwild darüber werden.

Und plötzlich horcht Frau Agnes auf. Was da ihr Vater aus dem Kreisblatt liest, scheint sehr großes Interesse für sie zu haben. Es wird im Nachbarorte eine Frau gesucht, die sich dem Hebammenberufe widmen möchte. Durch Todesfall ist der Bezirk vor kurzem frei geworden; es soll nun eine Anwärterin ausfindig gemacht, auf Kosten der Gemeinde ausgebildet werden. Angaben über das erforderliche Alter, Meldebedingungen und ein warmherziger Appell an aufopfernde und hierzu geeignete Frauen bilden den Schluß der landräulichen Verfügung.

Der Engler liest mit monotoner Stimme weiter, von Viehzählung und Roggensteuer. Frau Agnes ist erregt von dem Gehörten. Wenn sie sich meldete, zu dem Beruf entschließen würde! Wenn sie sich einleben und selbst ihr Brot verdienen könnte! Sie brauchte nicht mehr von der Günst und Laune ihres Vaters, von dem Reid der Brüder abhängig zu sein! Sie könnte sich und ihren Kindern eine neue Zukunft schmieden! Ein stolzes, freies Selbstbewußtsein würde wieder ihre Seele spannen! Ach, das müßte köstlich sein!

Und ruhig tritt sie zu dem Alten. „Laß mir die Ausschreibung noch einmal lesen, Vater! Ich möchte mich zu diesem Posten melden.“

„Was, du — du möchtest Hebamme, möchtest weiße Frau und Kindermutter werden?! Laß dich nicht auslachen!“ Er lächelt spöttisch und bedauert sie von der Seite.

„Ich werde den Beruf ergreifen und mir und meinen Kindern dann das Brot in Zukunft selbst verdienen.“

„Dann muß es ausgerechnet dieser, dieser — lächerliche Beruf sein!“

„Der lächerliche ...? Das finde ich wahrhaftig nicht! Ist es nicht der Beruf, der jeder Frau am nächsten liegt? Gibt es noch einen, der in größerem Maße Ehrfurcht und Dankbarkeit von allen Menschen fordert? — Wie dem auch sei, es kommt für mich ja darauf an, daß er mir Brot und Pflichten gibt. Das Leben hier in deinem Hause, Vater, ist unerträglich für mich geworden.“

Da schlägt der Engler auf den Tisch, daß es durchs ganze Zimmer dröhnt. Sein Weib duckt sich, sie zittert schon an allen Gliedern. Frau Agnes nur, die fürchtet sich heute nicht. Es ist zum erstenmal, daß sie dem Vater so zu trocken und zu widersprechen wagt.

„Ist das der Dank für all das viele, was ich an dir und deinen Kindern tat? Hast du denn Not in meinem Hause leiden müssen? Du hast doch Brot und Unterkunft und brauchst dich nicht zu sorgen! Du, einzigste Tochter des Schimmelbarons!“

„Du hast wohl viel für uns getan, aber doch nicht genug, daß ich mich mit den Kindern wohl und heimlich bei dir fühlen kann. Du gibst mir Brot — als schüttest du den Säulen Futter in die Krippe. Du läßt mich nicht mein Leben leben! Es ist deshalb schon besser, nein, es ist Notwendigkeit, daß ich mich selbst durchs Dasein schlage. Und zwar recht bald, damit ich auch in Zukunft froh und dankbar Vater! zu dir sagen kann.“

„Schicksamad und Weiberlaune! Tu, was du willst! Du wirst dir noch viel Hörner abtrennen müssen im Leben!“

Siebzehntes Kapitel.

Das große Haus der Kronprinzenstraße im alten, ehrwürdigen Breslau birgt ein mannigfaches Leben, hat eine doppelte Aufgabe. Den jungen Rüstern wird hier in der größten Not des Lebens Hilfe und Unterkunft gewährt. Hier werden sie gepflegt, betreut, bis sie mit ihrem neugeschulten Kinde zu ihrem Pflichtentreise zurückzukehren vermögen. Andere Frauen wiederum finden Belehrung,

Ausbildung in ihrem Beruf, Kräfteoffnungen in schwerer Stunde beizufinden, den jungen Erdbürgern beim Eintritt ins Menschenleben Helfer und Schutzhelme zu sein.

Und dementsprechend ist das Haus gerichtet. Im Vorderflügel Zeit an Zeit in vielen, vielen großen Sälen. Zur Seite jedes Lagers ein Geschicht, das der jungen Mutter ein und alles in sich birgt.

Im Hinterhause helle Zimmer, schlüch und fast lajernenartig eingerichtet. Es sind die Schlaf- und Wohnräume der Pflegerinnen, die sich für ihr schweres Amt, ihren verantwortungsvollen Beruf hier vorbereiten.

Sie tragen alle dieses Los, die hier in diesem Kreise zusammenleben. Eine jede ist mit ihrem Paden Leid be-
nachd. Solche Gemeinsamkeit verbindet und erleichtert manche Stunde, die sonst zu tragen wohl kaum denkbar wäre.

Ein andermal hingegen ist's, als wäre der Schall in einem hellen Lachen aufgesprungen, steht an und treibt sein loses Dasein. Er wird jedoch nicht alt in diesen Räumen und bei diesen Frauen.

„Frau Agnes! Schnell, schnell, schnell! Es schreibt Ihr junger Herr Gemahl!“ Und lachend hält die blonde Grete, wie man auf Stube fünfzehn diesen Wildfang nennt, der Angerufenen den Brief entgegen.

„Kun freilich, sauber ist die Rückseite des Umschlages taum zu nennen. Vielleicht ein Mißgeschick, das seinem Absender zugestoßen ist.“

Der Herr Gemahl... Ein seltsam, seltsam Lächeln spielt um Frau Agnes' Lippen. Ihr Junge ist es, der älteste, ihr Werner, der mit starrer, ungelanter Kinderhandschrift das Papier beschriebenen hat.

Fortsetzung folgt.

Die Gefahren des elektrischen Stromes

Wenn auch die Zahl der elektrischen Unfälle im Verhältnis zu der ungeheuren Verbreitung der Elektrizität gering erscheint, so zwingt jedoch die Schwere ihres Ausgangs, jegliche Gefahrenquellen zu meiden und zu beseitigen.

Zu elektrischen Unfällen können die verschiedensten Ursachen Veranlassung geben. So hat schon z. B. das an und für sich gefahrlos erscheinende Auswechseln von Glühbirnen manches Opfer gefordert.

Es kommt auch vor, daß durch Fehler in den elektrischen Anlagen, z. B. durch schadhafte Isolation und dergleichen, ganze Maschinen, Heizungkörper usw. unter Spannung gesetzt werden.

Eine 55jährige Frau punzte an einer erst seit 3 Wochen neu aufgestellten Maschine. Die Maschine war durch einen schmalen Gang von der Wand, an der Heizrohre entlang führten, getrennt.

beim Putzen der Maschine diese Heizrohre und erhielt einen kräftigen elektrischen Schlag. Sie teilte dieses dem Maschinenmeister mit, der daraufhin ebenfalls Maschine und Heizrohr ansah und ein hartes Krübbeln wahrnahm.

Wastl und der Rockefeller

Eine kleine Anekdote
Von Hans Schoenfeld

Auf einer Alm im Allgäu lebt ein alter Bauer. Er haust mit feiner Achtung ganz allein und besorgt sein Vieh und die Milch-wirtschaft noch immer selbst. Er raht in blanken Satten nach alter Weise die schöne schwere Gediegenmilch ab und buttert unverdrossen im Topf das gelbe köstliche „Schmalz“.

Im Sommer kommen viel Fremde herauf. Wenn sie den steilen Anstieg in der Hochgebirgssonne hinter sich haben, dann kehrt ihnen Gaumen und Auge nach einer Schale frischer Milch. Ganz Klage und Reue fragen nach Buttermilch, aber die ist an sich rar (weil nicht der Wastl alleine danach leidet, sondern alle Bauersleute) und im Sommer überhaupt kaum zu haben.

Da ist mal ein gelehrtes Tier gekommen, ein Professor oder so was. Der hat das grobe alte Wandel durch seine feine Schminke abtaugelt und gefragt: „Sind Sie der hochbetagte Bauer, der nur von Gerstenbrot und Buttermilch lebt?“

Der Wastl ist mährisch ausgewöhnt: „Ja, was die Leil' scho wissen, die Klapperer unaustrischlichen.“

Der Professor hat sich behaglich hingelegt und zu schwachen begonnen: „Ja, das glaub ich, bei der Lebenspeiß können Sie noch an die hundert Jahr werden.“

„Ja!“ hat der Wastl lakonisch gemeint und gespielt, wo bei wohl hinaus will. „Trinken Sie da Buttermilch? Das Zeug, wo die Stadtsräde kriegen, soll mog i nit — naa!“

„Ich möcht schon“, hat der Professor drauf gemeint. „Aber wenn man die Buttermilch nicht händig und so frisch und schön mi bei Euch dahetoben trinkt, wirts nit.“

„Sehe — was wolkens denn? Da selbs amal ruhla. Könnest doch nit mitredem, versteht al nit von.“

„Ja, die!“ rief der Wastl ein, „was die alles s'amm'schreiben.“ „Da hat sich ein alter Schäfer gemeldet, der davon las, und hat dem vergnossenen Herrn geschrieben, er solle frische Buttermilch trinken, dreiviertel Liter täglich, und dann werde er schon sehen.“

Der Wastl hat Feuer gefangen. „Hol“ meint er fodmännlich. „Dreiviertel Liter Buttermilch. Sell dunkel mich nit schlecht. Und hat selener sei Buttermilch — und frische, moosht! — ou immer kriegt? Gehts den allwege ofoniel?“

Der Professor ist ernsthaft geblieben. „Ruß wohl schon. Und jetzt springt der Herr wie der Jüngste hinterm Fußball her, fählt sich wie neugeboren und mag gar nimmer nichts mehr als Buttermilch und Weizenbrot.“

„Ho“, macht der Wastl. „Und was ist selener von Beruf? Ku a armer Teufel?“

„Beihilf!“ behelert der Fremde. „Das ist ein Mann, der sovlet Geld in jeder Minute bekommt, daß er nicht ein Hundertstel davon verzehren kann.“

„A Millionär — was?“ meint der Wastl atemlos.

„Nein, ein Milliardär.“

„Naa — nit aus der Englischon?“ fragt er kenneisch.

„Nein, in lauter Dollars — wosht Ihr, amerikanische Dollars.“ „Seht plaut der Wastl los: „Wos? Und trinket nur a so a Buttermilch? A so a alter Narr! Schamt sich der net, der Hörtinogel (Gehörtragen) unaustrischlicher? Dös sich a Armeleitsgäßl, verstanden? I, wann i a Millionär wär und noch in Dollarich — i fröh alle Tag a Gscheltes. Und a Bieriele Wein vom Besten müht ma aufm Tisch leben. Na so a Narr vertieffelt!“

„Bleibt nur bei Eurer Buttermilch. Seid froh!“ sagt der Professor ernst. „Sie ist unbegahlbar — das spür ich am eigenen Leibe, wo ich kein Tröpfel auf der ganzen Alm kriegl!“

„Seids etwan aa a Millionär?“ fällt dem Wastl, der schon ein paar Schritte aufs Heumatle (Haus) zugeht, ein.

„Ach nein, nur so ein armer Schludner aus der Stadt.“

„Ja dann in drei Tisfelnamen, dann saukets Enk amal im Armeleitsstank saht.“ sagt der Wastl gönnerisch, und der Professor regnet vergnügt seine Brillen zu putzen.

Das Mädchen spricht:

Es ist doch April fürwahr
Der Frühling weder halb noch gar;
Komm', Kutschbringer, führ' Mai,
Komm' du herbei,
So weiß ich, was der Frühling sei!

Wie aber? Soll die erste Gartentracht,
Korallen, Primeln, Sonnenblin,
Die laum die besten Kuonen ansemacht,
Sich wolkem und wackelwinden?
Und mit euch besonders, holde Weisken,
Wär' es dann fürs ganze Jahr vorbei?
Vieder, lieber Mai,
Ach, so warte noch ein kleines Weisken!
Edward Brife.

Postkutschen und Landstraßen

Reisen in vergangenen Jahrhunderten.

Wenn man durch die historische Verkehrsabteilung des Münchener Deutschen Museums geht, wo die gelben Postkutschen in ihrer gewöhnlichen Art hängen, wird man doch von dem Biedermeierlichen, das in der deutschen Natur liegt, überwältigt und wünscht sich die gute alte Zeit zurück, ihre Geruchsamkeit, Ehrlichkeit und Biederkeit. Man blät in die Abteile der Postwagen, die annehmlich gepolstert und recht komfortabel ausgestattet scheinen, und hat das Verlangen, einmal im Leben eine solche Postkutschentour zu erleben.

Man möchte einem Zeitgenossen nicht wünschen, mit den Nerven der Gegenwart in die Zeit der Postkutsche hineingeboren zu sein. Zugegeben, daß man heute mit den Einrichtungen der Reichsbahn nicht immer einverstanden ist; aber man weiß genau, daß jeden Tag die angelegenen Züge verkehren — in der alten langsame Zeit wurde man oft tagelang an einem Ort festgehalten, um auf die „nächste Gelegenheit“ zu warten, und die „Gelegenheit“ war nicht immer häufig. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als sich der Reisekomfort schon jahrhundertlang ausgebildet hatte, verkehrte die Post von Dresden nach Berlin nur alle vierzehn Tage, nur einmal in der Woche nach den sächsischen Städten; den nächsten Postverkehr hatte Hattensheim zwischen Frankfurt am Main und Mainz; dort wurden jährlich 7200 Pferde gezählt.

„Was mit der Post reist, muß eines Lastträgers Rücken und eines Fürsten Beutel haben“, sagte man damals; denn das Reisen war nicht billig und überaus unbequem. Die einzelnen Stationen waren durchschnittlich zwei bis drei Meilen voneinander entfernt, man legte die Meile in 1½ bis 2 Stunden zurück, bezahlte sie mit sechs Groschen und hatte dafür das Recht, 50 Pfund Freigeleitz mitzunehmen. Auf mehr als fünf Wegemeilen aber durfte man am Tage kaum rechnen. Wer es eiliger hatte oder sich nicht mit dem Volk der gewöhnlichen Post abgeben konnte, konnte sich Extrapost mieten, mußte aber dafür pro Pfund und Meile 6 bis 8, später 10 bis 15 Groschen zahlen. Der Komfort der Postkutschen, der heute ganz annehmbar erscheint, wenn wir sie im Museum sehen, erwies sich in der Praxis als dürftig und unzulänglich; die Reisenden waren gezwungen, sich in engstem Raume, auf sehr schmalen Bänken einzurichten und auszuhalten. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts berichteten die Zeitungen als von einem wesentlichen Fortschritt, daß die Wagen von Berlin nach Hamburg ein Verdeck haben sollten.

An die Reisenden aber drängte sich zu allen anderen Plagen auch noch das Volk der Wagenmeister, Stallknechte und Postkellner, die alle Trinkgelber besaßen und von denen der Reisende in hohem Maße abhängig war. 1772 schreibt ein Engländer: „Die Unertlichkeit, Unfreundlichkeit und Grobheit der Postbedienten sind für einen Reisenden unerträglich.“ Und ärgert sich über das schlechte Betragen der Postmeister zwischen Darmstadt und Frankfurt, die „ihm mehr Pferde ausnützten, als er braucht und ihm dadurch große und unnötige Kosten verursachen“. So war das Reisen kein Vergnügen. Jung-Stilling schreibt, als er einmal ein nahe Dorf besucht: „Dieses Dorf liegt ganze neun Stunden von Tiefenbach ab. Vielleicht war seit hundert Jahren niemand aus der Stillingischen Familie so weit fort gewandert und so lange abwesend gewesen.“ Man kann sich vorstellen, in welcher Verlassenheit manche Orte abseits der Poststraße schlummern mochten.

Freilich, diese Zeit, da man selten und meist nur kleine Strecken zu reisen pflegte, hatte auch große Ueberforderungen für die Passagiere bereit. Kamen sie aus dem flachen Norddeutschland nach dem deutschen Mittelgebirge, das den modernen Reisenden nicht mehr recht als Gebirge erscheinen will, hatten sie die stärksten und oft erschütterndsten Eindrücke. So erschrickt die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth über „die fürchterlichen Abgründe zwischen Gera und Zeitz“ und als Chr. Felix Weiße sich nach Karlsbad begibt, kann er sich in dem Erstaunen über die Berggegebenen „woein noch keins gekommen war“ nicht genug tun. Er war darauf nicht gefaßt und hatte bei seinem Wagen, den er sich bauen ließ, den Hemmschuh vergessen.

Anders war es auf den Schiffen. Wer etwa die Donau entlang nach Wien reisen mußte, benutzte fast stets ein Schiff. Die Flüsse wurden damals überhaupt als Verkehrsstraßen ganz anders ausgenutzt als heute, und die Donau galt als der selbstverständliche Weg für alle, die aus dem südlichen Deutschland nach Wien fahren. Am nettesten war es natürlich, auf seinem eigenen Schiffe zu reisen, das man, etwa in Regensburg oder Ulm, kaufte und in Wien wieder verkaufen konnte, was allerdings nur mit großem Verlust geschehen konnte, denn das Schiffsmaterial diente in Wien als Brennholz, da die Stapelpreise zu hoch waren, als daß die Rückfahrt noch gelohnt hätte. „Die kleinen Schiffchen“, schreibt eine Reisende, „bieten alle Bequemlichkeiten eines Palastes, wie Wohnzimmer, Kammer und Küche.“

In diesen Tagen, da wiederum Reisepläne erinogen werden, muß es auffallen, daß das Reisen im 18. Jahrhundert immer mehr eine Zweck- als eine Erholungssache geblieben ist. Es gab natürlich mondäne Bäder, aber deren Besuch galt ihren Heilquellen und Sprudeln; es geschah erst im Jahre 1796, daß Samuel Gottlieb von Vogel zuerst auf die Benutzung der Seebäder zu Heilzwecken hinwies, und erst allmählich wurde, was man lange verabsäumt hatte, auch das Baden im Freien wieder aufgenommen; dabei machten denn die Menschen ihre neuen seelischen Erfahrungen. Damals also begann das Landschaftsempfinden auf das physische und physische Leben des Menschen überzugreifen; ein neues Naturgefühl entfiel; das romantische. Damals begann der Rhein mit seinen Bergen und Buzgen, mit seinen Klippen im Strom und der Lorelei auf dem Felsen sich den Menschen zu enthüllen — als romantische Landschaft. Der alte Jester, Goethes Freund, suchte wieder das kleine Bawerhäuschen am Schilowsee (Mark) auf, darin er seine Kindheit erlebt hat, und berichtet an Goethe nicht ohne einiges Erstaunen über sich selbst, daß er jetzt die Hoellandschaft zu würdigen anlangt. Wilhelm von Humboldt erlebt 1790 die märkische Landschaft bei Tegel, Schleiermacher findet einige Jahre darauf den Reiz der Potsdamer Umgebungen. Schinkel entdeckt 1821 die

Insel Kägen. Und in dieser Zeit bildet sich auch ein Begriff, der bis dahin als solcher unbekannt war: Waldelfamilie, der aus Viehs Märchen „Der Blonde Eckert“ stammt.

Kautschuk

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist in Europa der Kautschuk, gummi elastikum, bekannt, während er in tropischen Ländern, z. B. in Brasilien, schon bedeutend früher Verwendung gefunden hatte. Der Name Kautschuk kommt aus dem Sprachgebrauch eines Indianerstammes in Brasilien.

Er findet sich in den meisten Pflanzen, teilweise auch in solchen, die im Klima der gemäßigten Zone gedeihen; der Gehalt an Kautschuk erreicht jedoch nur in tropischen Pflanzen eine Höhe, welche die Verarbeitung wirtschaftlich erscheinen läßt. Diese Pflanzen, meistens Bäume und imponierender Größe, enthalten den Kautschuk gelöst im Milchsaft, dem sogenannten Latex. Im Gebiet des Amazonasstromes befindet sich die Heimat dieser Bäume und der beste Kautschuk, der Parakautschuk, entstammt der hevea brasiliensis. Infolge der bedeutend gestiegenen Nachfrage nach Kautschuk wurden diese Pflanzen auch auf Ceylon und den niederländischen Inseln angebaut, welche hier nach rationellen Methoden gepflanzt und gepflegt einen Kautschuk von vorzüglicher Beschaffenheit liefern. Einer allgemeinen Verbreitung der Kautschukpflanzen steht die Tatsache gegenüber, daß diese nur in tropischen Ländern bei einer Durchschnittstemperatur von 30—40 Grad Celsius gedeihen.

Der Milchsaft all dieser Bäume enthält den Kautschuk in seinen Tropfen zerlegt, wie etwa der Fettgehalt der Milch in mikroskopischen Tröpfchen besteht. Man gewinnt diesen Milchsaft durch wiederholtes Anschneiden der Bäume und Sammeln des herausfließenden Milchsaftes. Durch Zugabe von Essigsäure wird die ganze Masse zum Gerinnen gebracht, wobei sich dann der Kautschuk in hellen oder dunkeln fadenförmigen Kuchen, welche noch Harze und Eiweißstoffe eingeschlossen, enthalten, abscheidet. Diese Beimengungen machen das Produkt entweder klebrig oder spröde. Je geringer der Gehalt an diesen Stoffen ist, desto größer ist der Wert der Rohkautschuke.

Der Kautschuk ist durch zwei Eigenschaften ausgezeichnet, durch seine Federkraft bei 15—20 Grad Celsius und seine Bildsamkeit bei 50 Grad Celsius. Bei dieser Temperatur läßt er sich formen, schweißen und mit anderen Stoffen zusammenfügen; bei 0 Grad Celsius ist er so hart wie Holz. Der hohe technische Wert des Kautschuks beruht auf seiner Elastizitäts- oder Federkraft. Bei dem Rohprodukt ist eine befriedigende Federkraft nur in den Grenzen von 15—20 Grad Celsius zu verzeichnen, und es war sehr natürlich, daß die Bestrebungen der Chemie darauf zielten, dem Kautschuk eine größere Elastizität zu verleihen.

Goodyear ist dies bereits im Jahre 1840 gelungen, durch das Vulkanisieren, eine Arbeitsweise, die im Prinzip, von technischen Verbesserungen abgesehen, bis heute gleich geblieben ist.

Netet man den Kautschuk mit 8—10 Prozent Schwefel zusammen und erhitzt die Masse dann auf 130—140 Grad Celsius, so wird der Schwefel vom Kautschuk gebunden und das erhaltene Produkt ist wesentlich elastischer und innerhalb weiter Temperaturgrenzen gegen Luft und Chemikalien beständiger geworden, während die Bildsamkeit verloren gegangen ist. Das erhaltene Fabrikat stellt den Rohstoff für die Herstellung der Weichgummiwaren dar und wird gewöhnlich in Form von Platten erzeugt, aus denen dann die verschiedensten Waren wie Wälle usw. gefertigt werden. Bei manchen Produkten wird die Vulkanisierung nicht mit Schwefel vorgenommen, da immerhin ein Erhitzen auf 130 Grad Celsius notwendig ist, sondern mit einer Verbindung des Schwefels mit Chlor, dem Chlorschwefel. Der Chlorschwefel wird in Schwefelkohlenstoff gelöst und verbindet sich dabei bereits in der Kälte mit Kautschuk. Die Federkraft der auf diesem Wege erhaltenen Produkte ist der der anderen Erzeugnisse ebenbürtig.

Nahtlose Schläuche werden durch Pressen der warmen Gummimasse durch entsprechende Öffnungen erzeugt. Die Laufdecken der Luftreifen für Fahrräder und Autos bestehen aus vielen Schichten gummiertes Baumwollens. Gummischuhe werden dadurch hergestellt, daß man bei dem Vulkanisierungsprozess nicht nur den zur Vergrößerung der Federkraft nötigen Schwefel zusetzt, sondern noch sogenannte Füllstoffe, wie Zinkweiß, Eisenoxyd, Blei, Kupfer. Bei der Vulkanisierung, welche zur Herstellung der Weichgummiwaren führt, genügt der Zusatz von 8 bis 10 Prozent Schwefel. Mit 30 Prozent Schwefel entsteht der weniger elastische, hornartige schwarze Hartgummi, welcher Verwendung zu Kämmen, Schalen und sonstigen Geräten findet.

In Anbetracht der von Jahr zu Jahr steigenden Nachfrage hat man bereits vor dem Kriege versucht, Kautschuk aus anderen Stoffen, die leichter produziert werden können, zu gewinnen. Dieser Kautschukhypothese standen und stehen auch heute noch bedeutende Schwierigkeiten im Wege.

In chemischer Beziehung ist Kautschuk ein durchaus einheitlicher Stoff von kolloidem Charakter, der die Zusammenfügung (C₅H₈)_n hat. Im Jahre 1909 ist es Harries gelungen, durch Polymerisation des Isoprens (C₅H₈) einen Kautschuk herzustellen, der dem natürlichen sehr nahe kam, indem er Isopren monatelang unter geringem Druck erhitzte. Ebenso polymerisierten sich verschiedene andere Stoffe, die zum Isopren in Beziehung stehen, zu kautschukartigen Produkten. Während des Krieges wurde im großen sogenannten Methylnkautschuk hergestellt von Bager u. Co., ausgehend von Aceton, einem Produkt, das auch während des Krieges verhältnismäßig leicht zugänglich war. Jedoch sind alle diese künstlichen Kautschukprodukte gegenüber dem Naturkautschuk im Nachteil, da sie empfindlicher sind und schwerer vulkanisierbar. Die Arbeiten auf diesem Gebiete sind noch lange nicht abgeschlossen und nach den kürzlichen Ausführungen Geheimrat v. Weinbergs steht auf Grund der Forschungen der F. G. Farbenindustrie auch die Lösung des Problems der synthetischen Kautschukherzeugung in nicht mehr allzu weiter Ferne.

Lachende Jugend

Fröhliche Bilder aus der Welt des Kindes

Unter diesem Titel erschien von dem bekannten Schriftleiter des „Sommergartens“, Karl Fr. Schwab, im Eichhornverlag in Ludwigsburg ein für Eltern und Erzieher überaus interessantes Buch. Die fein zusammengestellte Sammlung zeigt das Kind in seiner ganzen Unbefangenheit, Echtheit und Ursprünglichkeit. Mit Erlaubnis des Verlages entnehmen wir dem Buche folgende Probe:

O du Kindermund!

Jamohl, es ist so: Kinder und Karren sagen die Wahrheit.

Es ist aber nicht so, als ob die Kinder und Karren immer klüger und weiser wären als die anderen Menschen. Sie sind aber immer und auf jeden Fall ehrlicher und offener. Die Wahrheit selber haben sie auch nicht, aber sie sagen immer ihre wahre Meinung, d. h. sie reden so, wie sie denken. Für sie ist die Sprache nicht ein Mittel, um das zu sagen, was man nicht sagen will. Die in allen Farben schillernde „konventionelle Belle“ ist unseren Kindern noch fremd. Sie reden unbefümmert drauf los und erzählen von dem, was sie bewegt; sie „vertaten“ alles und plaudern auch über Dinge, die sie „nicht ausplaudern“ sollen; sie können manche „unvorsichtige Mama“ vor dem „lieben“ Besuch ungläublich „blamieren“; sie nehmen in überraschender Weise Stellung zu den Dingen und Menschen und bringen ihre Meinung unerschrocken zum Ausdruck; sie sind keine Schönwörterer und Scharfspieler; Schein und Sein sind ihnen nicht zwei verschiedene Dinge, sondern sie sind, was sie scheinen. Und daran wollen wir unsere Freunde haben.

Gerade die Unbefangenheit, Offenheit und Ursprünglichkeit sind es, die uns manche Kindersprüche und Kinderantworten so überaus wertvoll machen. Sie sind psychologische Scheinwerfer, die uns des Kindes besondere seelische und geistige Struktur in ihren Urteilen deutlich erkennen lassen und uns Einblicke gewähren in das kindliche Denken, Fühlen und Wollen. Sie sind reizende Dokumente für das Kindes Weisheit und Torheit, Liebe und Grausamkeit, Hingabe und Selbstschutz, Unschuld und Bosheit, Offenheit und Schlaubeit, Glauben und Zweifel.

Aus diesen kindersprachlichen Gründen soll hier eine Auswahl solcher Kinderworte veröffentlicht werden.

Zu den mitgeteilten Erlebnisnissen ist noch zu sagen: sind sind tatsächlich vorgekommen und deshalb echt. Diese Versicherung ist nicht überflüssig. Denn was auf diesem Gebiete „gemacht“ und in Büchlein, illustrierten Zeitungen und „humoristischen Eden“ abgedruckt wird, ist fast nicht zu glauben. Solche unwahre, das Kind nur als „Sprachrohr“ benutzende geistlose „Witze!“ lehnen wir ab. Es ist eine Verübung am Kind, wenn man glaubt, seine eigene Dummheit für kindliche Reife ausgeben zu können.

Was wir hier bringen, sind unverfälschte Kinderworte, die wir nicht der bloßen „Witz-Pointe“ wegen veröffentlicht, sondern weil sie uns wertvolle Hilfsmittel für das Studium des kindlichen Seelenlebens bedeuten.

Der Mond

Am vollen Mond und an der Sichel des Mondes haben auch unsere ganz Kleinen schon eine große Freude. Meine Frau geht eines Abends mit unserem Ninkchen, dem kleinen Richard, der mit den Begriffen: Mond—Mund—Maul noch zu kämpfen hat, aber auf jeden Fall statt Maul „Maul“ sagt, vor dem Zubettgehen ans offene Fenster. Er bemerkt sofort den vollen Mond und ruft voller Freude: „Au, Mutti, d'r Maul.“

Dagegen rief sein Bruder einmal, als er den prächtig glänzenden Vollmond zum ersten Male mit vollem Bewußtsein erblickte, ängstlich und erschreckt: „Mama, auf, Himmel-Loch!“

Schlafstertin

Der Schulrat kommt zur mehrblättrigen Prüfung in eine Oberamtsstadt und steigt im Gasthof zum Löwen ab. Wirtschaft und Kegelerei. Der Löwenwirt und seine Frau sind in der Weiderei beschäftigt, während die Wirtschaft von der Großmutter besorgt wird. Bei der Prüfung erkennt der Schulrat den kleinen Sohn seiner Wirtschaftsleute. Man ist beim Rechnen, „Au, kleiner Löwenwirt, wenn in eure Wirtschaft ein Gast kommt und verlangt ein Mittagessen zu 1.80 und trinkt einen Schoppen Wein um 90 Pfennig dazu, was muß er dann bezahlen?“ Worauf prompt die Antwort des angehenden Löwenwirts kommt: „Mei Großmutter wies' em schon janz.“

...so, Sie glauben nicht, meine Dame, daß man für wenig Geld etwas sehr Gutes auf den Kaffeetisch bringen kann? Nun—dann probieren Sie doch mal Kathreiners Malzkaffee! Das ganze Pfundpaket kostet nur 55 Pfg. und ergibt — 120 Tassen! Fragen Sie doch auch mal irgendeine andere erfahrene Hausfrau!

Bantes Merle!

Liebesbrief eines Zahlmeisters

„Lieber Schatz! Du kannst noch Wein an meiner 3, da doch mein Beiz nur 4 Dich schlägt. Unser Stad lieat in Kirchen und Strahl wird Dir sagen, daß ich tapfer socht und kein Nchläfer bin. Ich nehme leicht Urlaub und gib 8, ebe Du glaubst, bin ich bei Dir. Sage aber ja nicht 9, wenn ich um Deine Hand anhalte. Denn mir wäßten alle 10e nach Dir. Ich schreibe diesen Brief in der größten Hastigkeit, denn es schlägt 12 und die Post geht ab. Dein Dich Liebender Peter.“

Artillerie zur Brandverhütung

Kürzlich geriet durch Blitzschlag ein Petroleumtank der Magnolia-Petroleum-Company in Midland (Texas) in Brand. Es bestand die Gefahr, daß durch die gewaltige Hitze vier benachbarte Behälter zur Explosion gebracht wurden, was verheerende Folgen zeitigen mußte. Die einzige Rettungsmöglichkeit bestand darin, das Petroleum auslaufen zu lassen, doch vermochte niemand mehr nahe genug heran zu gehen, um die Ventile öffnen zu können. Da ließ man kurz entschlossen ein Geschütz auffahren und Löhler in die vier Tanks schießen, aus denen dann das Öl noch rechtzeitig abfloß. — Es dürfte dies der erste Fall sein, daß man die Artillerie anstatt zur Brandverhütung zur Brandverhütung verwandt hat.

Jüdische Friedhöfe

Die Coang. Pressekorrespondenz schreibt: 63 Fälle von Schändungen israelitischer Friedhöfe sind seit dem Jahre 1923 in Deutschland bekannt geworden, die letzten aus allerjüngster Zeit. Reiß konnten die Täter nicht ermittelt werden; von den 18 Fällen, in denen es gelang, waren in einem Fall die Schuldigen Kommunisten, in 7 Fällen Angehörige radikalistischer Gruppen, in den übrigen Fällen Jugendliche, deren Beweggründe nicht näher festzustellen waren. Doch religiöse oder konfessionelle Motive den Grund für die Schändungen bildeten, ist bisher noch in keinem Fall festgestellt; ebenso gewiß ist andererseits die Tatsache, daß religiöser Sinn — und selbst in der bescheidensten Form der natürlichen Ehrfurcht und Duldung anerkanntes des Todes — in den Tütern keine Hemmung bildete vor dem rachsüchtigen Tun. Aus Würtemberg sind uns solche Fälle nicht bekannt geworden. Dennoch müssen wir es als Kulturhande brandmarken, daß überhaupt in Deutschland solche Grabschändungen, die von rachsüchtiger Gesinnungorbeit zeugen, überhaupt möglich sind. Sie wirken für echt deutsches Empfinden gerade als Faustschlag ins Auge. Es ist kaum nötig, hervorzuheben, daß wir als Christen für die Gräber und Friedhöfe der Angehörigen anderer Religionen und Weltanschauungen von der gesamten Bevölkerung dieselbe Ehrfurcht vor Tod und Leid fordern müssen, die wir für unsere eigenen beanspruchen.

Wieviel Haare hat der Mensch?

Ein Engländer hat sich der Mühe unterzogen, nachzusählen, wieviel Haare auf dem Kopf eines Menschen zu finden sind. Natürlich sind die Zahlen bei den einzelnen verschieden. Sogar die Zahl 0 soll vorkommen, wennleich die Kahlköpfe nicht wenigstens noch über kümmerliche Reste verfügen. Ueber die Normal- und Höchstzahlen kann Auskunft gegeben werden. Der Durchschnitt beträgt 1000 Haare auf den Quadratzoll, d. i. bei einer durchschnittlichen Kopfoberfläche von 120 Quadratzoll 120 000 Haare. Doch ist die Zahl je nach der Farbe sehr verschieden. Die Blondinen haben die meisten Haare, durchschnittlich gegen 140 000, die Schwarzwärigen verfügen über einen Bestand von etwa 110 000 Haare, die Braunhaarigen über hunderttausend.

16,7 Millionen Mitglieder der Arbeitslosenversicherung

Nach einer Berechnung der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung über den Personenkreis der Arbeitslosenversicherung waren Ende Oktober 1927 bei den reichsgerichtlichen Krankenkassen, den Knappschaftskrankenkassen und den Ersatzkassen insgesamt 20,8 Millionen Personen gegen Krankheit versichert. Von diesen waren rund 19,3 Millionen versicherungspflichtig und 2,5 Millionen versicherungsberechtigt. Von den Pflichtversicherten waren 2 Millionen, nämlich in der hausliche Arbeiter in der Land- und Forstwirtschaft, ausländische landwirtschaftliche Wanderarbeiter und Lehrlinge von der Beitragspflicht zur Arbeitslosenversicherung befreit. Nach Abzug dieser befreiten Personen verbleiben 16,2 Millionen krankensicherungsspflichtige Personen, die zugleich arbeitslosenversicherungspflichtig waren. Dazu kommen noch etwa 500 000 krankensicherungsfreie Angestellte, die zum Teil sich freiwillig gegen Arbeitslosigkeit weiter versichert haben.

Nur nicht Millionär werden!

Ein sonderbarer Kauz scheint Herr A. P. Giannini, der Gründer der Italienschen Bank in San Francisco, zu sein. Das von ihm ins Leben gerufene Unternehmen gedieh so prächtig, daß es aus dem im letzten Jahre erzielten Gewinn eine recht ansehnliche Dividende ausschütten konnte. Auf Giannini entfiel außerdem ein Gewinnbeteiligung der stattliche Betrag von sechs Millionen Mark. Merkwürdigerweise weigerte sich der erfolgreiche Bankier, das Geld anzunehmen. Alle Vorstellungen halfen nichts, und die Bank sah sich nun in Verlegenheit, die herrlichen Millionen unterzubringen. Schließlich entschloß sie sich, eine öffentliche Stellung zu eründen, um so das Geld der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen. Zur Begründung seines allen unverständlichen Verhaltens vermochte der seltsame Kauz nichts weiter anzuführen, als daß er einen wahren Abscheu davor habe... Millionär zu werden. — Giannini scheint sich in Dollars noch nicht so recht akklimatisiert zu haben, sonst wäre er nicht auf einen so ausgefallenen Gedanken gekommen.

Druck und Verlag der W. Kiefer'schen Buchdruckerei, Altenkirch für die Schriftleitung verantwortlich: Ludwig Banz.

Reiche Abwechslung

in der täglichen Suppe bietet die Sortenauswahl von MAGG'S Suppenwürfeln. Es gibt Eier-Nudeln, Reis, Blumenkohl, Ochsenschwanz, Erbs, Grünkern, Tomaten, Rumpford u. viele and. 1 Würfel für 2 Teller Suppe 13.4



Aldinger
Maschinenfabrik
Stuttgart-Obertürkheim

baut
hochwertige
**Holz-
bearbeitungs-
Maschinen**
in vollendeter Ausführung




Riemenlose Elektro-Maschinen

Gesangbücher empfiehlt die
W. Rieker'sche Buchhdlg.
Altensteig.

Empfehle:
la Spezial Mullmehl
Brotmehl, Futtermehl, Feinmehl,
Mais und Maismehl, Torfmelasse,
Plata-Haber, Malzkeime, Fischmehl
Kälbermehl, Speise- und Viehsalz

Ferner bringe mit

Weinlager

in empfehlende Erinnerung.

W. Schnierle, Altensteig

Achtung Lumpen!

Kaufe am Montag bei der Wirtschaft Schnierle

Lumpen das Kilo 8 Pfg.

alte Schuhe und Knochen

zu den höchsten Preisen, alles gegen bar.

Altensteig, Weimert, Brondorf.

ob Separator

ob
Melkmaschine

immer ist Westfalia
die führende Marke

Glänzende Zeugnisse
und Gutachten

Kaufen Sie nur das
Beste, also:

Westfalia

Separatoren Melkmaschinen

RAMESOHL & SCHMIDT A-G
OELDEI.WESTE



Frisches, rosiges Aussehen
verleiht der tägliche
Gebrauch von

Tannenduft-Seife „Nagalfuna“



Milde, schönheitsdienliche
Feinseife von naturgetreuem
Waldgeruch. Viel bevorzugt
als Kinder- und Badeseife!
Erhältlich in allen einschlä-
gigen Geschäften.

Elegantes Briefpapier
kauft man in der **W. Rieker'schen Buchhdlg., Altensteig.**

Selbstgefertigte, transportable, kupferne

Waschkessel

komplett, feuerfest ausgemauert in jeder Größe
am Lager

Kochherde

emailliert und lackiert in jeder Art und Größe für
Private, Landwirte und Wirtschaftsbetriebe

Original Neufang Back- u. Kochherde

Kartoffeldämpfer

Kartoffelwaschmaschinen

Fleischräucher

verzinkt und lackiert, bestbewährte Konstruktion

Komplette

Badeeinrichtungen

kupferne Bäder in verschiedener Größe und
Ausführung (verzinkt und unverzinkt)

empfehle ich in solidester Ausführung und nur
bester Qualität zu billigsten Preisen und lade zur



Paul Frey, Kupferschmied, Altensteig

Telefon 106

**Neu-Einrichtungen
von Schubgeschäften**

werden von Engroßhaus geg.
langfristigen Kredit unter
den kulantesten Bedingungen
bei kleiner Anzahlg. durch-
geführt. Sicherheit muß ge-
stellt werden.

Angeb. unter N. 5. 4112
an die Geschäftsstelle d. Bl.

**Schmuckwaren
Tafelgeräte
Metallwaren
Bestecke**

in großer Auswahl.

Obige Artikel werden
auch preiswert zur Re-
paratur, Versilberung
und Vergoldung ange-
nommen

Fritz Haag, Nagold
gegenüb. der Schwane



Altensteig.

Am Sonntag, den 22. April findet abends 7 Uhr im Gast-
haus zum „Schwanen“ eine

**öffentliche
Wählerversammlung**

statt.

Referent: Hans Stetter, früh. Reichstagsabgeordneter, Stuttgart.
Thema: Die Sozialdemokratie und die kommenden Land- und Reichs-
tagswahlen.

Hierzu sind alle Wählerinnen und Wähler freundlichst eingeladen.

Sozialdemokratische Partei.

Bei Spiel und Sport nur ein bewährtes Mineralwasser



**Imnauer
Apollo-Sprudel**

seit Jahrzehnten in Kir-
niken als Heilwasser
schafft neuen Mut
erhält Gesundheit

Vertreter: **M. Hartmann,**
Chabeso- und Mineralwasser-Geschäft
ALTENSTEIG

**Spar Geld!
und Kraft!**
Wasch mit

Persil Sparbüchse

Die Persil-Wäsche ist im höch-
sten Grade sparsam und billig...